

Das Reich Gottes und Zehn Aussätzigen Männern

Predigt für den Abschlussgottesdienst der Friedens-Herbsttagung, 27.11.22

Marius van Hoogstraaten

Eins

Ich lese den Predigttext von heute, aus dem Evangelium nach Lukas, Kapitel 17, die Verse 11-21.

Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch das Gebiet zwischen Samarien und Galiläa zog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein.

Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Ausländer? Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

Als er aber von den Pharisäern gefragt wurde: Wann kommt das Reich Gottes?, antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Zeichen; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier!, oder: Da! Denn sehet, das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Gesegnet ist wer das Wort Gottes nicht nur hört mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen versteht.

Zwei

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ Es sind Worte, die mir immer noch Gänsehaut machen.

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ Die Herrschaft Gottes ist nicht etwas, das irgendwann kommt in der Zukunft; etwas, auf das wir hoffen können für irgendwann. Sondern es ist schon da, jetzt. Es bricht schon an; es ist schon dabei real zu werden.

Es sind Worte, die mir besonders viel bedeuteten, als ich vor Jahren aktiv war bei einer Organisation, die damals noch *Christian Peacemaker Teams* hieß. Unsere Arbeit von Tag zu Tag war ja häufig nicht besonders sensationell, und die Früchte unserer Arbeit waren oft auch gar nicht einfach zu erkennen. Dann aber die tiefe Überzeugung zu haben, dass wir uns in dieser Arbeit verbündeten mit dem Einbruch von Gottes Wirklichkeit in der Welt – das war für mich wesentlich. Ich denke, ohne das hätte ich das alles gar nicht machen können. Und ich denke, so geht es vielen Friedensleuten: Den Mut und die Beharrlichkeit und die Geduld, die Friedensarbeit erfordern, schöpfen sie nicht einfach aus sich selbst, sondern aus dieser tiefen Überzeugung, dass Friedensarbeit das Mit-Wirken mit Gottes Verwandlung der Strukturen und Systeme dieser Welt ist.

*Das Reich Gottes ist mitten unter euch –
es ist Gerechtigkeit, und Friede, und Freude im heiligen Geist.
Und ich bin mit euch, bis an der Welt Ende.*

Drei

Und doch ist diese Stelle hier bei Lukas, aus dem diese Worte stammen, alles andere als eindeutig. Und das beginnt schon damit, dass die Worte von Jesus scheinbar recht widersprüchlich sind. „Man wird *nicht* sagen, siehe hier, oder da! *Denn* sehet, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“

Also, es ist „*da*,“ aber nicht so, dass man sagen kann, „*da* ist es.“ Es ist „mitten unter euch,“ aber definitiv nicht auf so einer Weise, dass ihr dann sagen könntet, „wir sind es.“ Es ist sogar *weil* das Reich Gottes „mitten unter euch“ ist, dass man nicht sagen kann „siehe hier, oder da!“

Die offensichtlichste Deutung, jedenfalls für einen Mennoniten wie mich, wäre es zu sagen: Das Reich, oder die Herrschaft Gottes ist „unter euch“ in dem Sinne, dass es die Grundlage bildet für eine neue Gemeinschaft, für ein neues Miteinander in der Jesusbewegung. Indem wir unser Leben an Jesus orientieren, uns ihm Untertan erklären, leben wir also in dem Sinne unter der Herrschaft Gottes – ist das Reich Gottes (denn das ist das gleiche Wort) also dabei real zu werden. Es kommt also nicht von außen – dass man sagen würde, „oh, guck, da!“ sondern findet statt in den Beziehungen in der Gemeinschaft, die Jesus um sich sammelt: in der Kirche. Mitten unter uns. J. Denny Weaver, der mennonitische Theologe, beschreibt also die Gemeinde, die Kirche, als „Kingdom outpost,“ Außenposten des Reiches Gottes in dieser Welt.

Und das ist ein sehr spannender Gedanke, nur – genau diese Jesusbewegung, also, die Jünger:innen, aus der dann später die Kirche wird, sind hier in diesem Abschnitt bei Lukas *abwesend*. Direkt hiervor, und direkt hiernach, sind sie da, stellen Fragen, Jesus redet mit ihnen. Aber genau hier, in diesem Abschnitt wo Jesus direkt gefragt wird, wie das jetzt ist mit Gottes Herrschaft, erwähnt Lukas sie nicht. Jesus zeigt nicht auf sie, um das Reich Gottes den Pharisäern zu erklären: „sehet, das Reich Gottes ist mitten unter ihnen, diese meiner geliebten Jünger:innen,“ oder so was in der Art. Er sagt: es ist mitten unter *euch*. Pharisäern.

Hmm.

Vier

Also irgendwas ist hier los. Und ich denke, dass das was hier los ist, in diesem kurzen Gespräch über das Reich Gottes unmittelbar verbunden ist mit dem, was bei Lukas direkt davor stattfindet: die Heilung zehn Männern mit Aussatz in einem Dorf auf der Grenze zwischen Galiläa und Samaria. Das sind zwar aller Anschein nach zwei eigene, eigentlich unabhängige Episoden. Aber Lukas hat sich schon etwas dabei gedacht, als er sie hintereinander in sein Evangelium aufgenommen hat.

Und ich denke, wenn wir diesen Zusammenhang verstehen, dann können wir vielleicht auch etwas besser verstehen, warum wir Friedensleute, oder, genauer gesagt, *weiße* Friedensleute, uns manchmal mit handfester antirassistischer Solidarität so schwer tun.

Aber eins nach dem anderen. Schauen wir uns doch diese Erzählung einmal an.

Fünf

Jesus ist unterwegs nach Jerusalem, und er begibt sich in ein Grenzgebiet. Es ist ein Gebiet „zwischen“ Galiläa und Samaria. Die Menschen in Samaria, wie wir wohl wissen, die sind *anders*. Ihre Religion ist anders: sie orientieren sich nicht an den Tempel in Jerusalem. Sie glauben zwar an die alttestamentlichen Propheten, legen die aber etwas anders aus. Und genau diese Überlappung macht die Samariter natürlich so unausstehlich, und macht ihre Andersheit so bedeutsam.

Aber diese Andersheit der Samariter wird von Lukas sofort unterwandert. Denn dieses *Zwischen-* Gebiet, diese Grenzregion, ist nicht leer. Da steht auch keine Mauer, oder so. (Wie heute) Es *wohnen*

dort Menschen. Jesus erreicht ein Dorf, und wir lernen erst ganz am Ende von der Erzählung, dass in diesem Dorf Samariter und Juden einfach nebeneinander zu leben scheinen.

Ich denke, unser Denken tut sich mit solchen *Zwischen*-Gebieten oft ziemlich schwer. Wir hätten gerne einfach klar umrahmte Kategorien, mit klaren Grenzen. Aber so Zwischen-Gebiete wie dieses Dorf auf der Grenze, das stört dieses Denken. Ist es jetzt *sowohl* Galiläa *als auch* Samaria? Oder ist es *weder-noch*?

Sechs

Und in diesem Dorf auf der Grenze, in diesem Zwischen-Gebiet -- *während er dabei ist in das Dorf zu kommen*, also noch mal, gesteigert, *auf der Grenze* von diesem Dorf -- begegnen Jesus zehn Menschen mit Aussatz.

Sie bleiben auf Abstand.

„Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“

Und Jesus heilt sie. Sie sollen die Heilung bestätigen lassen von den Priestern -- von den jeweiligen Priestern, stelle ich mir vor. Oder, so wie Lukas es beschreibt ist es sogar *in dem* zu den Priestern gehen, dass sie geheilt werden. Jesus ist hier jetzt nicht darauf aus, die jeweiligen Priesterkasten zu ersetzen.

Er heilt sie, die zehn Männer, und neun von ihnen kommen nicht wieder. Nur einer kommt zurück, er preist Gott mit lauter Stimme, fällt auf sein Angesicht zu Jesu Füßen, und dankt ihm.

„Und das war ein Samariter,“ lesen wir daraufhin. Lukas erwähnt nicht, ob er der *einzig*e Samariter in dieser Gruppe von kranken Menschen war, aber jedenfalls, *er* kommt zurück, und preist Gott. Und Jesus bemerkt, dass es schon auffällig ist, dass es gerade ein Samariter ist – der ja eigentlich weiter von Jesus und seinem Wirken stehen sollte.

Mehrfach in dieser kurzen Erzählung lenkt Lukas die Aufmerksamkeit darauf, wie diese Grenze zwischen *uns* und den *anderen*, Galiläa und Samaria, Juden und Samaritern, alles andere als eindeutig verläuft. Diese Grenze, dieses Grenzgebiet wird *bewohnt*, Juden und Samaritern leben hier nebeneinander, es ist sogar der vermeintlich andere der sich dann, mehr als der Rest, dem Wirken von Jesus annähert.

Man könnte dies lesen als eine Geschichte über die Begegnung mit einem Fremden – einem Samariter. Aber ich denke dass Lukas hier, viel radikaler, unser Auge darauf lenkt, wie diese *Fremdheit* überhaupt erst entsteht. Wie der Fremde vielleicht nicht einfach so fremd „*ist*,“ sondern mit Hilfe von ethnischer, kultureller, religiöser Identität *zum Fremden gemacht wird*.

Es geht hier, in diesem Grenzgebiet zwischen Galiläa und Samaria nicht nur um die Begegnung mit dem Fremden – sondern darum, die Strukturen aufzubrechen, die Menschen zum Fremden *machen*.

Sieben

Es ist dabei besonders bedeutsam, denke ich, dass Lukas diese Akzente in einer *Heilungsgeschichte* setzt. In einer Geschichte, also, in der es besonders um die körperliche Verletzlichkeit und Verwundbarkeit, die leibliche Not dieser kranken Menschen geht. Denn diese ist es, die die vermeintliche Fremdheit der Anderen am meisten unterwandert.

Der Gemeinschaft der kulturell-religiös-ethnischen *Identität* – Juden und Samariter – setzt Lukas damit eine radikal andere Art von Gemeinschaft entgegen: eine Gemeinschaft der *Not*. Die zehn Männer, die auf Jesus zukommen, verbindet nicht das, was sie *können*, oder *haben*, nicht ihre

Identität oder ihre Religion. Was sie verbindet, ist was sie *brauchen*. Lukas beschreibt hier zehn Personen, die diese Unterteilung in *Juden* und *Samariter*, *uns* und *den anderen*, unterwandern einfach durch ihre bloße körperliche Verletzlichkeit.

In der Gemeinschaft der Identität ist das Zwischen ein Problem. Jedes Migrantenkind, jeder dessen Eltern verschiedene Religionen haben, jeder Mensch, der nicht eindeutig einem Geschlecht zuzuordnen ist, kann dir das lebhaft erklären, wie in den allermeisten Zusammenhängen, in den wir Menschen unsere Welt organisieren, das Zwischen, die Mischung, die Uneindeutigkeit als suspekt gilt. Doch eine Miteinander, das diese geteilte körperliche Verletzlichkeit in die Mitte nimmt, ist nicht exklusiv. Wohl anerkennend, dass wir vor dieser Verletzlichkeit sehr unterschiedliche Voraussetzungen haben, kann sie vielleicht im Zwischen-Gebiet, im Uneindeutigen, in der Überlappung *besonders* hervortreten.

Acht

Der „Andere“ ist nicht *fremd*, scheint Lukas hier zu sagen. Er, sie, ist genauso dieser körperlichen Existenz, der Schwäche und der Krankheit und der Verwundbarkeit ausgesetzt wie du auch. Und er, sie, braucht das gleiche, wie du auch. Essen und Trinken und Obdach und Zugang zu medizinischer Versorgung und Gnade und Liebe und Versöhnung.

Dort, bei dem, das wir *brauchen*, nicht bei den Identitäten und Strukturen, die wir uns aufgebaut haben, sondern bei unserer einfachen, unsensationellen, körperlichen Verwundbarkeit, die uns unhintergebar an das ebenfalls verwundbare Beziehungsgeflecht der Schöpfung bindet – dort setzt Jesu Wirken an.

Und das ist was wir verstehen müssen, vielleicht auch *erleben* müssen, bevor wir die Frage stellen können, wie das jetzt ist mit dem Reich Gottes. Es ist sogar so, dass wenn wir diese grundsätzliche Zugehörigkeit, wenn wir die Gemeinschaft der Not erlebt und verstanden haben, *wirklich* erlebt und verstanden, dann *müssen* wir die Frage kaum noch stellen. Denn dann reichen diese einfachen Worte: Das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Neun

In diesem Grenzgebiet da zwischen Galiläa und Samaria erzählt Lukas eine letztlich recht einfache Geschichte, eine Geschichte die wir aber dennoch auch heute, auch wir Friedensleute immer wieder hören müssen: Der Andere ist uns näher, als wir vielleicht gerne denken würden. Und die Herausforderung ist es nicht, klarzukommen mit seiner Andersheit – sondern klarzukommen mit seiner beunruhigen, unheimlichen *Ähnlichkeit*.

Und ich denke, das betont Lukas hier noch mal, indem er darauf hinweist, dass die zehn kranken Männer „standen von ferne,“ wenn sie Jesus zurufen, „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Es ist nicht die Distanz zum vermeintlich Anderen, zum Fremden, zum Kranken, die erschreckend ist. Ganz im Gegenteil: wir versuchen meistens, genau diese Distanz zu wahren. Und diese zehn Männer wissen das. Sie konfrontieren Jesus nicht mit ihrer Nähe, sie wissen das das unangebracht ist. Dass die körperliche Not der Mitgeschöpfe nicht etwas ist, mit dem Menschen gerne konfrontiert werden.

Sie wissen, (sie erleben es tagtäglich,) dass die Nähe der anderen, gerade in dieser körperlichen Verwundbarkeit, erschreckend ist. Eklig, ist das Wort, dass wir dazu eigentlich benutzen müssten. Die körperliche Not anderer Menschen ekelt uns an – genau *weil* sie darauf hindeutet, dass sie gar nicht so anders sind als wir. Weil sie uns damit konfrontiert, wie auch wir dieser grundsätzlichen Verwundbarkeit ausgesetzt sind. Wie wir nicht grundsätzlich anders sind als der Rest der Schöpfung. Und das ist kaum auszuhalten.

Und vielleicht ist das auch der Grund, dieser Ekel vor der unerträglichen Nähe des Anderen in der körperlichen Existenz, dass diese neun anderen, die von Jesus geheilt werden, nicht zurückkommen. Sie wollen gar nicht mehr daran *denken*.

Und das ist, denke ich, auch eine Sache, die Rassismus quasi für uns leistet. Also, Rassismus ist natürlich immer komplexer, als dass man es so einfach auf den Punkt bringen könnte. Aber *eine* Sache, die Rassismus leistet, ist es eine Unterscheidung zu machen zwischen dem Leben mancher und dem Leben der Vielen. Und es uns so erlaubt, das Leiden, die körperliche Not dieser, jetzt, „anderen“ zwar wahrzunehmen. Aber nicht in Verbindung zu bringen mit unserer eigenen geschöpflichen Verwundbarkeit. Rassismus erlaubt es uns also, zu ignorieren. Zu ignorieren, das Schicksal der unzähligen Geflüchteten, oder, der Opfer von Polizeigewalt oder rassistischer Attacken. Oder jedenfalls, die körperliche Verwundbarkeit nicht-weißer Menschen nicht als *so* relevant, so unerträglich zu erleben wie unsere eigene.

Rassismus hindert uns so daran, diese geteilte geschöpfliche Verwundbarkeit zur Mitte unseres Miteinanders zu machen.

Denn wenn wir uns selbst als Teil einer Gemeinschaft der *Not* verstehen würden, der Not und der Verwundbarkeit, die unsere identitäre, ethnischen, religiösen Grenzen ständig und unhintergebar unterwandert, wenn wir das wirklich ehrlich annehmen würden – dann wäre die politische und wirtschaftliche Ordnung der Welt, in der wir leben, unerträglich.

Und Lukas scheint hier zu sagen: erst wenn du das verstehst, dass du *genau so bist wie sie*, trotz aller Identitäten die du hast *zugehörig* bist zu einer Gemeinschaft der Not in deiner bloßen geschöpflichen Verwundbarkeit; und erst wenn du diese Zugehörigkeit *wertschätzen* kannst, wertschätzen kannst wie diese Verletzlichkeit, die du mit allen Geschöpfen teilst, die Grundlage unseres Miteinander sein soll -- erst wenn du das kannst, kannst du diese Frage stellen: wann kommt das Reich Gottes?

Zehn

Man wird nicht sagen: Siehe, hier!, oder: Da! Denn siehe, es ist mitten unter euch.

Das ist was wir nicht verstanden haben werden, wenn wir dieses kurze Gespräch von Jesus mit den Pharisäern über das Reich Gottes zu lesen versuchen, ohne diesen Umweg über die Heilungserzählung unmittelbar davor. Denn wir werden das Reich Gottes, und die Gemeinschaft, die sich mit ihr verbünden will, die Kirche, immer falsch verstanden haben, wenn wir sie nicht aus diesem Zwischen-Gebiet heraus, aus dieser konfrontierenden, schwierigen, verwundbaren Geschöpflichkeit heraus verstehen.

Zu oft versuchen, besonders wir Mennoniten, aber, ich denke, viele Friedensleute, vielleicht viele Christ:innen überhaupt Jesu Botschaft vom Reich Gottes einfach zur Grundlage einer neuen religiösen-kulturellen-ethnischen Identität zu machen. Einer Identität, die dann hoffentlich besser ist, friedlicher und demütiger und gastfreundlicher, als die anderen Identitäten der Welt. Aber das wird leicht zu einem „wir sind anders,“ einem, „wir sind die Guten,“ zu der Überzeugung, dass was Jesus mit dem Reich Gottes meinte, doch besonders mit *uns*, besonders mit unserer neuen identitären Gemeinschaft dabei ist einzubrechen.

Und damit verpassen wir, dass das Reich Gottes dort beginnt, nicht wo wir anders sind als andere, „besser,“ sondern dort, wo wir beginnen können zu sehen, dass wir genau so sind wie die anderen. Dass wir, in unserer bloßen Geschöpflichkeit bereits zueinander gehören – in einer Gemeinschaft der Not. Der „Andere“ ist nicht *fremd*. Er, sie, ist genauso dieser körperlichen Existenz, der Schwäche und der Krankheit und der Verwundbarkeit ausgesetzt wie wir alle auch. Und er, sie, braucht das gleiche,

wie du auch. Essen und Trinken und Obdach und Zugang zu medizinischer Versorgung und Gnade und Liebe und Versöhnung.

Wenn wir diese grundsätzliche Zugehörigkeit, diese Gemeinschaft der Not erlebt und verstanden haben, *dann* erst können wir die Frage stellen nach dem Reich Gottes. Und gleichzeitig – wenn wir sie *wirklich* erlebt und verstanden haben, *müssen* wir die Frage kaum noch stellen. Dann reichen diese einfachen Worte aus: Das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Amen.